

Ika Hügel-Marshall

Daheim unterwegs

Ein deutsches Leben

UNRAST

ERST KÜRZLICH WIEDER, als Berta zur Tür hereinstürzte und den lang ersehnten Brief ihres Vaters in der Hand hielt, dachte ich darüber nach, wie es wohl wäre, wenn ich meinen Vater finden würde. Wenigstens einmal wollte ich ihn sehen, von weitem nur, mehr nicht. Seinen Namen und eine alte Adresse hatte ich, das war alles. Nicht genug, sagte man mir, um jemanden in den USA ausfindig zu machen. Vielleicht lebte er gar nicht mehr. Die Vorstellung, ihn nicht mehr lebend anzutreffen, nur noch seinen Grabstein zu finden, war für mich viel realistischer, als ihm irgendwann gegenüberzutreten. Dass er mich möglicherweise nicht würde sehen wollen, sich verleugnen ließe oder mich etwa ablehnen würde, solche Gedanken verdrängte ich, aber dennoch waren sie da. Und überhaupt, was wollte ich jetzt in meinem Alter noch von einem Vater – meinem Vater? War ich nicht all die Jahre ganz gut ohne ihn ausgekommen? Männer, also auch Väter, sind als Vorbilder ziemlich entbehrlich, es lohnt sich nicht, ihnen nachzueifern. So hatte es mich die Frauenbewegung in meinem Land gelehrt. Wieso also einen Vater haben wollen? Viele kennen ihre Väter nicht, manche sagen sogar, sie hätten nichts vermisst, geschweige denn versäumt.

Mein Vater ist Schwarz, insofern fühlte ich nicht ganz so wie sie. Meine Hautfarbe verbindet mich mit ihm. Nicht genug, dachte ich oft, um mich nach ihm zu sehnen oder mich sogar auf die beschwerliche Suche nach ihm zu begeben.

Deutschland ist meine Heimat, auch wenn ich das Land bis zum heutigen Tag nicht liebgelernt habe. Für mich gibt es aber kein anderes, keine andere Heimat, keine Sprache, die mich meinem Vater näherbringen könnte. Doch bei dem Wort Vater, das so oft und an so vielen Orten ausgesprochen wird, verspürte ich jedes Mal den gleichen tiefsitzenden Schmerz. Ich will wissen, wer ich bin.

Schwarzsein verrät: Schwarzsein bedeutete für mich, dass Menschen mich mit Abscheu und Gleichgültigkeit behandelten. Wie also hätte ich meinen Vater verdrängen, wie ihm aus dem Weg gehen können, wenn mich Ablehnung und Missachtung doch täglich an ihn erinnerten?

Was hätte ich meinem Vater sagen sollen, wenn ich ihm begegnet wäre?

»Nigger« nannten sie dich, »Niggerhure« meine Mutter, »Schwarze Schmach« lautete die Bezeichnung für Menschen wie mich. Nicht lebenswert, krank an Leib und Seele, von den Nazis sterilisiert, in Arbeitslager gesperrt und in Konzentrationslagern umgebracht. Der Grund: nicht arisch. Dad, erst viel später erfuhr ich deinen richtigen Namen.

Was hätte ich meinem Vater sagen sollen, wenn ich ihm begegnet wäre?

Ich will dich nicht zum Vater, denn auch mich hat man nicht gewollt. Ich bin in Deutschland von einer weißen deutschen Mutter geboren worden, doch nie hier angekommen. Es ist deine Hautfarbe, wegen der ich in meiner Heimat unerwünscht bin.

Was hätte ich meinem Vater sagen sollen, wenn ich ihm begegnet wäre?

Ich bin deine Tochter, ich bin hier in Deutschland unter weißen Menschen aufgewachsen, ich ging in den Kindergarten, zur Schule, ich habe studiert, und ich arbeite, doch im Bewusstsein der meisten weißen Deutschen existiere ich noch immer nicht.

Was hätte ich meinem Vater sagen sollen, wenn ich ihm begegnet wäre?

Ich bin Deutsche, du Afroamerikaner. Ich bin ein Teil der weißen deutschen Gesellschaft, die mich nicht will, die mich diskriminiert, die mich ausgrenzt, ablehnt und die es zulässt, dass Schwarze Menschen in aller Öffentlichkeit gejagt und erschlagen werden.

Was hätte ich meinem Vater sagen sollen, wenn ich ihm begegnet wäre?

Ich bin ein Teil von dir, ich bin deine Tochter, ich habe dich vermisst.

IN DERSELBEN BAYRISCHEN KLEINSTADT, in der ich geboren wurde, war auch meine Mutter zur Welt gekommen, sie 1925, ich 1947. Sie war groß und schlank damals, mit mittelbraunem Haar und blauen Augen, und das jüngste Kind einer elfköpfigen, angesehenen Arbeiterfamilie. Als sie zehn Jahre alt war, starb ihr Vater. Mit 14 verdiente sie schon Geld, an einen längeren Schulbesuch oder etwa ein Studium war trotz guter Leistungen nicht zu denken. Sie arbeitete als Hauswirtschaftshilfe in einem Münchner Villenviertel.

Als am 12. September 1944 das sogenannte Fraternisierungsverbot verkündet wurde, war meine Mutter ein junges Mädchen von 19 Jahren. Angehörigen der Alliierten Streitkräfte war es laut diesem Verbot untersagt, sich in Wohnungen von Deutschen aufzuhalten, sie zu Tanz, Sport, öffentlichen Veranstaltungen oder Spaziergängen zu begleiten oder etwa deutsche Frauen zu heiraten. Kontakte der Alliierten mit Deutschen wurden strengstens kontrolliert. Grund dieser rigiden Maßnahme war das Bestreben, die Sicherheit der Armeeangehörigen zu gewährleisten. Schließlich hatte das Deutsche Reich einen mörderischen Krieg angezettelt, insofern galt jeglicher Kontakt zur Bevölkerung dieses Landes als gefährlich und war der Spionage verdächtig. Deutsche sollten keinerlei Gelegenheit zu einem Anschlag auf Mitglieder der Alliierten Streitkräfte erhalten. Die Medien warnten die Soldaten immer wieder vor Kontakten mit Deutschen, insbesondere vor dem Umgang mit deutschen Frauen und Mädchen. Durch das Verweigern freundschaftlicher Kontakte sollte den Deutschen überdies die Schuldhaftigkeit ihrer faschistischen Verbrechen vor Augen geführt werden.

In einer völlig anderen Art und Weise traf das Fraternisierungsverbot jedoch die afroamerikanischen Soldaten der US-Armee. Der Rassismus innerhalb der Armee traf sich mit dem ihnen von den Deutschen entgegengebrachten Rassismus. Auch ohne Fraternisierungsverbot wäre es ihnen untersagt gewesen, mit der weißen Bevölkerung in irgendeiner Weise in Kontakt zu treten. Insofern

galt dieses Verbot für sie doppelt. Was Schwarze Soldaten anbetraf, waren Alliierte und Deutsche sich anscheinend einig. Dennoch hielten sich weiße wie Schwarze amerikanische Soldaten wenig an diese Vorschrift. Sie zeigten sich als ausgesprochen kinderlieb und verteilten großzügig Lebensmittel, Schokolade und Zigaretten.

Im Mai 1945 – nach Ende des Krieges in Europa – wurden die diesbezüglichen Verbote gelockert: Armeeangehörige durften sich nun in der Öffentlichkeit mit Deutschen zeigen, und am 1. Oktober 1945 wurden schließlich alle Einschränkungen mit Ausnahme von zwei Regelungen aufgehoben. Sich in deutschen Wohnungen aufzuhalten oder Deutsche zu heiraten blieb weiterhin untersagt. Deutsche Frauen, die Kontakt zu amerikanischen Soldaten hatten, wurden als »Amihure«, »Amiliebchen« und – sofern es sich um afro-amerikanische Soldaten handelte – als »Negerhure« beschimpft.

Im Sommer 1946 lernten meine Eltern sich kennen, meine Mutter war fast 21 Jahre alt. Sie trafen sich heimlich, denn ihre Beziehung war in deutschen Augen unmoralisch, galt als Verrat am deutschen Volk, als »Rassenschande« – nach wie vor. Mein Vater und meine Mutter gingen hin und wieder im Park spazieren, wenn sie den Mut dazu aufbrachten. Amiliebchen, Negerhure. Wer wollte in aller Öffentlichkeit so bezeichnet werden? Ihre Treffen fanden versteckt bei einer Freundin statt – immer am selben Ort, immer in demselben Haus, acht Monate lang. Versteckt vor der Außenwelt, versteckt vor der Familie, ein Ort, von dem Glück und Lust niemals nach außen dringen durften. Mein Vater war damals 28 Jahre alt und Unteroffizier; nach einer Krankheit sandte ihn die Armee im November 1946 unverzüglich in die USA zurück. Beide wussten um die Schwangerschaft, von der plötzlichen Rückführung erfuhr meine Mutter erst später.

Im März 1947 wurde ich geboren. Meine Ankunft ist im engsten Familienkreis gefeiert worden, leise und ängstlich, während die Außenwelt meinen und unseren Ausschluss aus der Gesellschaft längst beschlossen hatte. Als ich ein Jahr alt war, heiratete meine

Mutter einen weißen deutschen Mann, ein Jahr später wurde meine Schwester geboren. Die ersten fünf Jahre wuchsen wir relativ unbeschwert auf, so wie die meisten anderen Kinder. Es gab genug – wenn auch sehr bescheiden – zu essen, wir schliefen bei unseren Eltern im Schlafzimmer. Wir fühlten uns als Familie, auch wenn ich längst wusste, dass mein Vater nicht mein wirklicher Vater war. Hinter vorgehaltener Hand wurde getuschelt und geflüstert, wenn ich mit meiner Mutter zum Einkaufen ging. Irgend etwas musste an mir »anders« sein als bei den anderen Kindern. Es gab nur eine Welt, die weiße Welt, in die ich hineingeboren worden war, eine Schwarze Welt existierte nicht, und es gab nur eine Wirklichkeit, nur eine Wahrheit. Es gab keinen Schwarzen Vater, keine Schwarze Großmutter, keine Schwarzen Geschwister, andere Schwarze Kinder oder Schwarze Nachbarn in meiner Umwelt. Alle waren weiß, und da Kinder so aussehen wie ihre Eltern, war auch ich weiß, was denn sonst? In einen Spiegel schaute ich erst viel später. Noch teilte ich die Welt nicht ein in Schwarz und Weiß, eher vielleicht in Gut und Böse, in Freundlich und Unfreundlich. Für mich gab es überhaupt keinen Grund, daran zu zweifeln, mit meiner weißen Mutter in meiner weißen Familie in meiner weißen Heimat glücklich zu sein und erwachsen zu werden.

Sieben Jahre nach Kriegsende und einige Tage nach meinem fünften Geburtstag war am 19. März 1952 unter der Schlagzeile »Was wird aus den 94.000 Besatzungskindern?« in einer deutschen Wochenzeitung Folgendes zu lesen:

»Das Problem ist von der antragstellenden Fraktion (SPD) zunächst als ein deutsches Problem im Zusammenhang mit der Besatzung aufgeworfen worden. Es ist aber nicht nur ein deutsches Problem, sondern ein internationales geworden und wird es immer mehr werden, je stärker die Verteidigungskräfte vermehrt und je häufiger die Kräfte des einen Landes in einem anderen Land stationiert werden. Nach den bisherigen Erhebungen handelt es sich bereits um 94.000 Besatzungskinder, davon rund 3.000

*Mischlinge. In manchem ist ja die Entwicklung etwas rückläufig geworden, aber ich glaube, dass solche Zahlen einer Nation wie der deutschen doch auch zu denken geben sollten ...»**

Ich war fünf Jahre alt und ahnte nicht, dass ich für die meisten Menschen in meinem Land nie erwachsen, sondern für immer ein »Besatzungskind« bleiben würde.

»Eine besondere Gruppe unter den Besatzungskindern bilden die 3.093 Negermischlinge, die ein menschliches und rassisches Problem besonderer Art darstellen. Von ihnen sind 1.941 bei der Mutter, 388 in der Familie und bei der Mutter, 430 in Pflegestellen, 314 in Heimen untergebracht. Völlig ohne Familienbindungen wachsen 350 heran. Bei den in Heimen oder Pflegestellen untergebrachten Kindern kümmern sich in 363 Fällen die Mütter noch um die Kinder.

Insgesamt 362 farbige Väter nehmen noch Anteil an dem Ergehen ihrer Kinder; davon sind innerhalb des Bundesgebietes 292. 68 unterstützen ihre Kinder vom Ausland her. 20 Neger haben nach Ableistung ihrer Militärzeit nachweislich in Frankreich Asyl gefunden und dort die deutschen Mädchen oder Frauen geheiratet. Die verantwortlichen Stellen der freien Stellen und behördlichen Jugendpflege haben sich bereits seit Jahren Gedanken über das Schicksal dieser Mischlingskinder gemacht, denen schon allein die klimatischen Bedingungen in unserem Lande nicht gemäß sind. Man hat erwogen, ob es nicht besser für sie sei, wenn man sie in das Heimatland ihrer Väter verbrächte ...«

Ich war fünf Jahre alt und ahnte nicht, dass der Name, den meine Mutter mir gegeben hatte, für andere keine Bedeutung hatte. Man nannte mich »Negermischling«.

* Dieses und folgende Zitate aus: *Das Parlament*, 19. März 1952

»Das Los der Mischlingskinder bereitet uns Sorge, weil sie sowohl von den Europäern als von den Schwarzen verachtet werden. Die Zwiespältigkeit des Mischlingslebens unter Europäern und Negern lässt sich nicht leugnen. Der Mischling rebelliert gegen den Stachel der Verachtung. Ein Teil der Mischlinge, der sich dem europäischen Lebensstil genähert hat, ist moralisch herabgekommen und nicht charakterfest ...«

Ich war fünf Jahre alt und ahnte nicht, dass ich für meine Mitmenschen ein menschliches und rassisches Problem darstellen würde.

»Bei ihrer Einschulung beginnt für die Mischlingskinder nicht nur ein neuer Lebensabschnitt wie für die übrigen Schulanfänger, sondern sie treten auch in einen neuen Lebensraum ein aus ihrer bisherigen relativen Abgeschlossenheit. Sie fallen auf durch ihre Farbigkeit. Bei einigen zeigen sich auch Schwierigkeiten des Temperaments. Wer mit Kindern umgeht, weiß, dass sie sehr unduldsam sein können gegenüber allem, was irgendwie aus dem Rahmen fällt. Hier liegt für die Eltern, für die Lehrer und für uns alle eine besondere Aufgabe ...«

Ich war fünf Jahre alt und ahnte nicht, dass nicht so sehr ich für die anderen, sondern die anderen für mich das tatsächliche Problem darstellen würden.

Nach acht Monaten Grundschule werde ich in einem christlichen Heim, weit weg von meiner Familie untergebracht. Träger des Heims sind die *Ffingstgemeinde* und die *Freie evangelische Gemeinde*. Als Grund für meine Heimunterbringung gibt das Jugendamt an, meine persönliche und berufliche Entwicklung sei gefährdet, wenn ich bei meiner Familie und in dieser Kleinstadt aufwüchse.

»Nicht, dass ich Sie für unfähig halte, Frau Popp, aber Sie wissen ja, was die Leute in einer Kleinstadt so reden. Wenn ich Ihnen einen

guten und ehrlichen Rat geben darf, dazu bin ich ja Jugendamtsleiter und für solche Angelegenheiten zuständig: Sie tun gut daran, Ihr Kind wegzugeben. Geben Sie es in eine Einrichtung, wo es unbeschwert aufwachsen kann. Sie wissen doch selbst, wie gehässig und gemein die Leute manchmal sein können. Glauben Sie mir, es ist für Sie und das Kind besser, wenn es weit weg von diesen Leuten kommt. Aus Ihrer Tochter kann nie etwas werden, wenn sie hier bei Ihnen bleibt, in dieser Stadt. Vertrauen Sie mir! Es ist das beste, und Sie wollen doch das Beste für Ihr Kind, Sie lieben es doch, oder nicht?»

Jedes Mal, wenn Herr Siebert vom Jugendamt zu uns nach Hause kommt, verstecke ich mich, hocke mich in ein Kellerloch oder verkrieche mich unter dem Holzstapel hinter unserem Haus. Als er mich das erste Mal begrüßt, tut er so, als kenne er mich schon lange, er streichelt mir über den Kopf, schenkt mir Schokolade, fragt mich, ob ich Spielkameradinnen habe und ob meine Mutter mich denn auch lieb habe. Weder bei meiner Schwester noch bei anderen Kindern hatte ich ihn das tun sehen, dieses Über-den-Kopf-Streicheln, Süßigkeiten-Schenken oder Fragen-Stellen. Ich ziehe meine Hand, die er noch immer festhält, weg, werfe die Schokolade auf den Boden und laufe weg. Ich will ihm nicht antworten. Vielleicht deshalb nicht, weil ich meine Großmutter mehr als einmal sagen hörte: »Nehmen Sie gefälligst Ihre Finger von meiner Enkeltochter, und Ihre Bonbons schenken Sie mal anderen, wir haben genug davon.«

Noch weiß ich nicht, dass dieser Tag mit Herrn Siebert ebenso wie die Erlebnisse mit meiner Großmutter Eindrücke bleiben, deren Bedeutung ich erst viel später erfassen werde.

»Herr Siebert, so sagen Sie mir doch, wie ich meinem Kind verständlich machen soll, dass es von mir, von zu Hause weg soll? Wie soll ich erklären, dass nicht es selbst, sondern die andern das Problem sind? Ja, natürlich will ich das Beste für meine Erika, aber die Menschen kann ich nun mal nicht ändern. Ja, sicher habe ich Angst, und manchmal weiß ich selbst nicht, wie mein Kind das alles

verkräften soll. Wenn das Heim tatsächlich das Allerbeste für mein Kind ist, und wenn man sich dort aufrichtig um es kümmert, wie Sie sagen, dann will ich meiner Erika zuliebe diesen schweren Schritt tun. Doch wie soll ich ihr, einem sechsjährigen Kind, erklären, dass es besser ist, ohne Mutter aufzuwachsen?»

»Frau Popp, es ist das beste für Ihr Kind. Hier in der Kleinstadt hat es keine Zukunft. Wenn es älter wird, wird es vielleicht seelisch labil, auf jeden Fall wird es für Männer Freiwild sein, uneheliche Kinder bekommen, alkoholsüchtig werden und was weiß ich sonst noch. Wollen Sie das denn? Und vergessen Sie nicht, Frau Popp, Sie haben noch eine Tochter. Wenn Sie Erika nicht weggeben, dann gefährden Sie zugleich die Entwicklung ihrer anderen Tochter. Schließlich und endlich haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, ein Negermischlingskind in eine so feindliche Welt gesetzt zu haben. Wenn Sie sich nicht entscheiden können, Frau Popp, werden wir es für Sie tun müssen.«

»Erika«, fragt meine Mutter, »du spielst doch gerne mit anderen Kindern?« – »Ja!« – »Freust du dich, wenn du für ein paar Wochen in eine andere Stadt fährst, wo ein Haus mit ganz vielen Kindern ist? Nur für sechs Wochen, dann hole ich dich wieder ab.« – »Ja«, sage ich, obwohl der Nachsatz »nur für sechs Wochen, dann hole ich dich wieder ab« irgendetwas Bedrohliches an sich hat. Etwas macht mir Angst. In der Stimme meiner Mutter ist etwas von Verzweiflung und Vorsicht. Das Angebot erscheint eher wie eine Bitte denn wie eine Freude, die sie mir machen will.